

## FINDEN statt SUCHEN ... Was ist Serendipity?

„Der Begriff Serendipität (englisch serendipity), gelegentlich auch Serendipity-Prinzip oder Serendipitätsprinzip, bezeichnet eine zufällige Beobachtung von etwas ursprünglich nicht Gesuchtem, das sich als neue und überraschende Entdeckung erweist. ... Serendipität betont eine darüber hinausgehende Untersuchung, eine intelligente Schlussfolgerung oder Findigkeit.“ (Wikipedia, Stand 29.8.2015)

Ich hatte den ersten Kontakt mit dem Wort Serendipity auf Maui/Hawaii. Ich saß zum Abendessen auf der Terrasse eines Italieners. Gegenüber gab es diesen Shop mit dem Namen und Logo „SERENDIPITY“. Hawaii-Mode für die Frau, Ambiente und Krimskrams waren im Angebot <http://www.serendipitymaui.com/>. Ich fragte den Kellner: „Was heißt Serendipity?“. Er antwortete so ähnlich und umständlich, wie wir das oben bei Wikipedia lesen können. Der redet drum herum weil er es nicht besser weiß, dachte ich, es wird doch wohl eine konkrete, kurze Übersetzung für das Wort geben. Die spätere Recherche ergab: Der italienische Kellner hatte Recht, es gibt keine eindeutige Übersetzung für Serendipity. Und mit der Quasi-Übersetzung in „Serendipität“ ist nichts gewonnen, wir dürfen uns also selbst um die Interpretation kümmern.

Bei Wikipedia ist von „Beobachtung“ die Rede, von „nicht Gesuchtem“ und auch vom Zufall. Es fällt das Wort „Findigkeit“. Haben wir es also mit dem **Finden ohne Suchen** zu tun? Das persische Märchen [http://livingheritage.org/three\\_princes.htm](http://livingheritage.org/three_princes.htm), auf das wir den Namen des Serendipity-Prinzips angeblich zurückführen können, legt diesen Interpretationsansatz nahe: Jene drei Prinzen reisten ohne konkretes Ziel durch das Reich und nutzten den Zufall für ihre Erlebnisse, für ihr Finden und für ihre Schlussfolgerungen und Taten. Offenbar suchten sie nicht, sie fanden.

### Wie erklären wir den Unterschied zwischen Suchen und Finden?

Stellen wir uns ein Experiment vor: Ich sage einer Gruppe von Versuchspersonen „Jetzt sucht mal alle!“. Wir werden fragende Blicke ernten. **WAS** denn? Na irgendwas eben. Das geht nicht, man muss beim Suchen schon wissen, WAS man suchen will. Ostereier zum Beispiel. Und **WIE** man suchen soll, mit welchen **Mitteln und Werkzeugen**. Mit unseren fünf Sinnen? Mit der Lupe? Mit der Wünschelrute? Oder mit dem Geigerzähler?

Der Sucher kann also erst dann mit seiner Sucharbeit beginnen, wenn die Bedingungen und Mittel geklärt sind. Suchen ohne Systematik ins Blaue hinaus erscheint uns eher unsinnig, zumindest fragwürdig.

Das erfolgreiche Ergebnis der Suche ist das Finden. Ohne den Fund, die Ostereier, ohne die angestrebte Entdeckung bliebe die Sucharbeit erfolglos. Wir können jedoch nur das finden, was wir durch unsere Methodik und die Werkzeuge für das Suchen vorbereitet haben, ähnlich wie bei der **Versuchsanordnung** im wissenschaftlichen Experiment! Wenn wir nach einem bestimmten Schadstoff im Trinkwasser forschen, dann werden wir als Ergebnis vielleicht auch Reste von Ostereiern finden, niemals jedoch unseren verlorenen Haustürschlüssel. Die Qualität und die Art und Methodik der Suche determinieren also den Erfolg des Findens. Es sei denn, der Zufall kommt dem Forscher zu Hilfe, und jener ist bereit, sich auch auf Zufälliges einzulassen <http://www.raco.cat/index.php/Contributions/article/viewFile/157708/209599>

Als Sucher bezeichnen wir auch die Einrichtung an optischen Geräten, etwa an einer **Kamera**, mit der wir Objekte oder Motive anvisieren. Sucher und Optik bestimmen so über das Suchergebnis. Im Englischen sprechen wir dagegen vom Finder (viewfinder). Ob die Angelsachsen denken, mit diesem Finder etwas Überraschendes finden zu können?

Finden kann das Ergebnis einer Suche sein, muss es jedoch nicht. Wenn ich auf dem Supermarkt-Parkplatz ein Schlüsselbund finde, dann habe ich danach nicht gesucht. Durch Zufall bin ausgerechnet ich es, der dieses Schlüsselbund entdeckt. Diejenigen, die den 3M-Kleber für unsere Haftnotiz-Zettel gefunden haben, suchten alles andere, nur nicht diesen Schwachkleber, es war ein Serendipity-Fund, **beiläufig**, ein **Kollateralereignis**, das einen Kollateralnutzen geboren hat.

Ist dieser Fund nun ein zufälliger? Wir sprechen vom **Zufall** eines Ereignisses, wenn wir keinerlei Ursache erkennen können. Selbst wenn wir die Einflussfaktoren als Ursachen kennen, sie aber nicht messen oder steuern können, so tritt das Ergebnis **unvorhersehbar** und damit zufällig auf und ist allenfalls mit einer Wahrscheinlichkeit fassbar. Wenn zwei Ereignisse zeitgleich passieren, aber in keinem (bekannten) kausalen Zusammenhang stehen, dann sprechen wir ebenfalls vom Zufall. Gerade in solchen Fällen sind wir Menschen fehleranfällig: Wir meinen allzu oft, eine Kausalität zu erkennen, wenn lediglich eine Korrelation vorliegt („cum hoc ergo propter hoc“-Irrtum). Im Englischen müssen wir uns bereits bei der Wortwahl entscheiden, welche Art von Zufall wir meinen: accident, incident, coincident, random ...

Ob einem Serendipity-Ereignis eine dieser Zufallsarten zugrunde liegt, kann vernachlässigt werden, wir haben das Ereignis jedenfalls nicht vorhergesehen. Aber als Finder sind wir vorbereitet: „Der Zufall trifft nur einen vorbereiteten Geist“, sagte Louis Pasteur. Diese **geistige Vorbereitung** besteht darin, aus dem unvorhergesehenen Ereignis eine intelligente Schlussfolgerung ziehen zu können, das Ereignis also zu nutzen. Voraussetzung dafür sind die Fähigkeit und die Bereitschaft, ein überraschendes Ereignis überhaupt als **Nutzenchance** wahrzunehmen und willkommen zu heißen und nicht als marginal und irrelevant oder gar als bedrückend abzuwehren. Wir müssen uns als Finder-Typ klar darüber sein, dass wir jeden Fund bedingungslos und angstfrei zulassen werden. Könnte es sein, dass der zum Sucher-

Typus neigende Mensch zur Angst vor Überraschungen neigt? Dass er sein Leben und sein Suchen der Kontingenz-Verhinderung widmet. Leider findet Kontingenz statt, sie kümmert sich nicht um die Antipathie des Suchers. Der Finder findet in der Kontingenz den Reichtum an Chancen.

Der Philosophieprofessor sagt zum Schüler: „Du hörst die Glocken läuten, aber du weißt noch nicht wo sie hängen!“. Dann startet der Sucher angestrengt und konzentriert seine Suche. Der Serendipity-Finder findet Glocken, aber es sind nicht die, deren Läuten er gehört hatte. Diese Glocken sind aber als Fund so wertvoll und nützlich, dass der Finder zufrieden ist. Er darf sich dann unmittelbar dem Bewerten oder Verwerfen, dem **Verwerten** der Finde-Impulse widmen, was in den Folgeschritten des bewussten Reflektierens passiert.

Der Sucher dagegen lässt diese Glocken unbeachtet: Diese hat er ja nicht gesucht; im Rahmen der **Versuchsanordnung** wurde nichts „Positives“ gefunden. Und er sucht weiter. Er lässt vor lauter Suchen Überraschungsereignisse eher an sich vorüberziehen und findet weniger, weil er sich mit dem Suchen einer zeit- und ressourcenzehrende Beschäftigung des Bewussten hingibt, die die volle **Konzentration** erfordert und dabei viele Impulse von außen ausblenden muss; die Hirnbereiche, die zum **bewussten** Denken beschäftigt werden, sind nicht Multitasking-fähig, und sie sind langsam.

„Suchet, so werdet ihr finden!“, wird den Gläubigen aufgetragen. Es ist zu vermuten, dass diese Botschaft eine strategische ist: Wer sucht, hat eine Aufgabe, ist beschäftigt und kommt nicht auf „dumme Gedanken“, findet nichts was überrascht, ängstigt oder gar **Zweifel** schürt. Dem Sucher in diesem (religiösen) Sinn wird das Narrativ und damit das eingeschränkte Suchergebnis gleich mit dem Suchappell auf den Weg gegeben. Religionen liefern damit auch Kontingenzbewältigungsangebote: Der Sucher sucht im vorgegebenen System, Rahmen und Raum, in der schützend-isolierenden Echoblase.

Finder finden überall, vor allem draußen, außerhalb der Echoblase. Finder brauchen kein System, sie lassen das Finden einfach zu. Das Finden ist weder Auftrag noch Aufgabe, es passiert **unbewusst** und zunächst **ohne Ressourcen-Einsatz**.

Erst wenn sich der Finder fragen darf, was nutzen mir Fund und Überraschung, hat sich das Bewusste eingeschaltet. Aber es wurde vorbereitet: Unser neuronales System hat vorher bewertet, d.h. den Saldo aus **Lustgewinn** und Unlustvermeidung „errechnet“ und die Informationen aufbereitet. Es sendet dem Bewusstsein die entsprechende Botschaft als Antwortvorschlag, etwa als Heuristik; im Bewussten warten Advokat und Moralapostel. Diese Art der Kooperation könnte Pasteur mit seinem „vorbereiteten Geist“ gemeint haben. Goethe sah es ähnlich: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst.“, sagt Mephisto zu Dr. Faustus. Je mehr wir also „begreifen“, desto reicher, auch im Sinne von vielfältiger, entwickelt sich die geistige Kraft und damit die Kompetenz, in Gefundenem Auswertbares zu erkennen. Das

Unbewusste und unser episodisch-autobiografisches Gedächtnis sammeln **Bilder und Muster**, gegen die neue Impulse abgeglichen werden können ... dann finden wir. Wir können zwar auch bei dieser erwähnten Bilder- und Musterwelt von einem Rahmen sprechen, aber der dürfte beim Finder deutlich großzügiger und offener sein als die – meist von außen – vorgegebene **Versuchs**anordnung des Suchers.

Es ist insofern nachvollziehbar, wenn Zeitgenossen neidisch über den Finder-Typus urteilen: „Dem fällt ja alles in den Schoß.“ Hier spricht der Sucher, während er noch angestrengt sucht. Der Finder findet derweil, und er könnte dem Sucher herüberrufen: „Suchst Du noch oder findest Du schon?“.

Wir kennen den **Finderlohn**. Aber den Sucherlohn? Anstrengung allein wird nicht immer belohnt. Ist das gerecht? Ersatzweise ist der Sucher geneigt, auf das Er-Finden auszuweichen: Er konfabuliert und versucht, mit beindruckenden Geschichten gleichzuziehen. Mit diesem erschlichenen Sucherlohn entstehen Weisheiten und Quasi-Plausibilitäten, die in essentialistischen Denkschulen enden. In solchen bereits oben erwähnten Echoblasen manifestieren sich Dogmen und Ideologien, die eine gefährliche Eigendynamik entwickeln und nur schwer zu löschen sind.

Die Konzentration auf das Suchen als Aufgabe mindert die Chance des Serendipity-Findens. Wenn wir behaupten, dass Überraschendes, Chancenreiches, Wertvolles ständig quasi wie das biblische Manna vom Himmel fällt, und zwar einigermaßen **gerecht** ausgestreut, dann wäre die Empfehlung an den Sucher zu richten, **Suchpausen** einzulegen und sich im Finden zu üben. Ist das ein realistischer Vorschlag? Kann es sein, dass sich allzu viele Zeitgenossen das Suchen als **Auftrag und Aufgabe** freiwillig verordnen (lassen) und damit rastlos ihr Leben verbringen? Mit dem Suchen nach Selbstverwirklichung, nach dem richtigen Partner oder Job und Status, nach dem richtigen Geschäftsmodell, nach Sicherheit und Gerechtigkeit, nach „Sinn“ und dem erfüllten Leben? Sie suchen nach dem Guten, Wahren und Schönen, weil sie überzeugt sind, dass es das tatsächlich irgendwo real gibt. Sie suchen „Entschleunigung“ und beschleunigen dazu ihre Suche, werden krank, haben Stress. Sie postulieren das **Soll** und suchen dann das **Sein** dazu. Und wenn sie nicht fündig werden, suchen, finden oder erfinden sie Märchen und Schuldige, statt am Soll, am eigenen Auftrag zu zweifeln.

**Der Serendipity-Finder braucht das nicht und lächelt.**

Er findet und gibt dem Fund einen Namen. Wir nennen das Nominalismus.

Erland Wippermann, Bünde